

JOCHEN
SCHIMMANG
LABOR
SCHLÄFER
ROMAN

EDITION NAUTILUS

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
D-22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2020
Erstausgabe März 2022
Umschlaggestaltung:
Maja Bechert
www.majabechert.de



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-278-0

In memoriam Hermann Kinder (1944–2021)

*Please don't spoil my day
I'm miles away
And after all
I'm only sleeping*
The Beatles: Revolver (1966)

*Everything is very quiet
Everyone has gone to sleep
I'm wide awake on memories
These memories can't wait*
Talking Heads: Fear of Music (1979)

*... alles ein Gestern, das nicht aufhört
zu sprechen und keiner mehr hören will? Warte mal ab.*
Jürgen Becker: Graugänse über Toronto (2017)

ERSTER TEIL TULIPAN ODER DIE LIEBE ZUR SOZIOLOGIE

1 **Alles löschen.** Löschen, bis es nicht mehr wiederkommt. Mit Dateien bekomme ich das hin, mit den gesammelten Papieren, Dokumenten und Briefen auch, mit den persönlichen Aufzeichnungen, die man bei ansteigender Schamröte nach zwölf Jahren wiederliest, sowieso. Doch Erinnerungen gleichen Ratten oder Kakerlaken, man kann alle möglichen Mittel gegen sie einsetzen, sie kehren irgendwann wieder. Tabula rasa ist eine Schimäre, denke ich, selbst nach einem Unfall mit Hirnschaden bleibt noch immer etwas zurück. Mein Gedächtnis scheint ein unzerstörbarer Bunker zu sein, in dem fast der ganze Unrat meines Lebens gelagert wird.

»Da täuschen Sie sich«, sagte Dr. Meissner, als wir uns das erste Mal trafen. »Sie würden staunen, wenn Sie wüssten, was Sie alles vergessen haben. Sie wären nämlich schon lange tot, wenn Sie nie etwas vergessen würden. Kein Mensch hält das aus. Aber so, wie Sie sich selbst beschreiben, sind Sie auf jeden Fall unser Mann.« Das war vor knapp neunzehn Monaten, genau genommen am siebenundzwanzigsten August 2018, einem Montag. Diesen ganzen Datenmüll, zum Teil Jahrzehnte zurückliegend, kriege ich auch nicht aus meinem Gedächtnisbunker getilgt. Allerdings wäre das in

diesem Fall auch schwierig, denn es war nach dem Tag, als in Chemnitz die Übungen zur Menschenjagd begonnen wurden, und auf dem Weg nach Düsseldorf, damals noch mit dem Auto, war das Radio voll davon. Alle hatten es gesehen, nur ein Mann mit sehr kleinen runden Brillengläsern fand *keine belastbaren Beweise* dafür, weil er über die Maaßen kurzsichtig war.

Wir saßen im fünften Stock eines Düsseldorfer Hochhauses in Dr. Meissners Büro einander gegenüber, getrennt durch eine überdimensionale Schreibtischfläche, die kaum von irgendwelchen Papieren oder Büchern oder Schreibwerkzeug bedeckt war und vor allem Leere, Klarheit, Aufgeräumtheit und *Chef* signalisierte. *Noli me tangere*. Ganz entfernt konnte ich auf die in der Straßenschlucht vorbeiziehenden Autos blicken, die von hier oben alle lautlos und seltsam verlangsamt voranzukriechen schienen, obwohl offensichtlich kein Stau herrschte.

Auch eine meiner ersten deutlichen Erinnerungen aus der Kindheit ist übrigens mit einem *historischen Datum* verbunden, das damals noch nicht historisch war, aber sehr schnell das Zeug dazu hatte, ein *Gedenktag* zu werden: der siebzehnte Juni 1953. Ich war fünf Jahre alt und saß in der Küche meiner Großmutter am Tisch, während sie Kartoffeln schälte, und das Radio lief auch hier. Vom Hinterhof schien die Sonne in die Küche, und wenn ich auch wenig verstand von dem, was erzählt wurde, begriff ich doch, dass etwas in Unordnung geraten war und meine Großmutter Angst hatte. Dass es der Sozialismus war, der in Unordnung geraten war, verstand ich erst später, als die Ereignisse schon zum Gedenktag geronnen waren. Meine Großmutter war auch alles andere als eine Sozialistin, wie

ich später erfuhr, sie hatte nur vor jeder Art von Unordnung Angst. Es interessierte sie nicht, dass der Sozialismus in Unordnung geriet, sie hatte nur die Angst: die Russen kommen. Auch das erzählte ich Dr. Meissner bei unserer ersten Begegnung, und er wiederholte: »Sie sind auf jeden Fall unser Mann.« So wurde ich der achte von insgesamt sechzehn Probanden.

Vorgestern, IC 2453 Ankunft Düsseldorf Hbf 17:05, Zeit des vorabendlichen Berufsverkehrs, Anfang März. Mein Arbeitsbeginn rückt näher. Entspannte Fahrt, die Augen halb geschlossen, während draußen »Leverkusen« vorbeizieht. Gibt es »Leverkusen«, frage ich mich jedes Mal auf dieser Strecke. Nach dem Aussteigen vorbei an nervösen kleinen Menschenpulk, freudig oder angespannt. Rückwärtiger Ausgang, Taxi nach Flingern. Der Fahrer ist schweigsam. Ich frage ihn, ob er bald Feierabend hat. Eine meiner Standardfragen, um das Schweigen nicht zu sehr aufzuladen, obwohl ich jeden, der gern schweigt, bestens verstehe. »Habe gerade angefangen«, sagt der Fahrer, »fahre durch bis morgen früh um sechs.« Warum überrascht mich immer noch das zwar nicht akzentfreie, aber grammatikalisch einwandfreie Deutsch, warum muss ich mir die Frage *woherkommSie* verkneifen. Ich tippe auf Afghanistan. Du lebst seit Jahrzehnten in einem Multikultiland, weißer alter Mann, und es gefällt dir doch. Warum dann diese Fragen noch immer im Hinterkopf. »Ich setze Sie direkt hier vorm Haupteingang ab«, sagt der Fahrer jetzt und fragt, ob ich eine Quittung brauche.

Oben angekommen der übliche Satz: Da bin ich mal

wieder. Und die Antwort: Sie sind es. Willkommen, Herr Roloff. Möchten Sie etwas trinken. Solche Begrüßungsrituale gehören zu meiner Arbeit.

Manche sammeln Leergut; ich schlafe. Vom Ertrag her ist meine Tätigkeit deutlich lohnender, und im Ansehen rangiert sie weit über der erstgenannten. Während andere Papierkörbe und Parks durchstöbern, immer mit der lauernnden Befürchtung, es könnten fremde Blicke auf ihnen ruhen, liege ich, als klinisches Objekt, in ebenso klinisch sauberer Bettwäsche und gleite hinüber, vielfach kabelfrei verstöpselt zwar, aber das stört mich schon lange nicht mehr. Es handelt sich in mehrfacher Bedeutung des Wortes um einen Traumberuf.

Zwar werde ich über die gesamte Schlafzeit beobachtet und gemessen, aber gerade im Schlaf spüre ich den Blick des Anderen nicht. Davon habe ich mein Leben lang geträumt. Und der erste Blick nach dem Aufwachen ist immer freundlich: dankbar, dass ich mich – wieder einmal – zur Verfügung gestellt habe.

Dann beginnt der Tag, auf Wunsch bekomme ich noch Frühstück, und danach trete ich auf die Straße, in Lübeck, Göttingen, Düsseldorf, auch zu Hause in Köln. Berühmter Schläfer, der ich bin. Jedenfalls in der Szene; die Ewigwachen wissen nichts von mir. Die 24/7-Zombies mit ihren weit aufgerissenen Augen.

Im Labor kommt Dr. Meissner auf mich zu, lächelnd, warmherzig, beides nicht in professioneller Manier, sondern mit der aufrichtigen Wiedersehensfreude, die man guten Freunden entgegenbringt. »Schlafmediziner sind Tiefseeforscher«, hat er einmal gesagt, nachdem ich zum fünften oder sechsten Mal bei ihm auf-

gewacht war. »Wer den wachen Menschen erforscht, hat es mit einer ganz anderen Wirklichkeit zu tun als wir. Ein Mensch, der wacht, ist eine völlig andere Person als ein Mensch, der schläft. Klingt banal, aber kaum jemand denkt das konsequent zu Ende. Ich bewerte das nicht. Unser Forschungsgebiet steht in der Hierarchie nicht höher als, sagen wir mal: die Ernährungsforschung. Aber auch nicht darunter, obwohl wenigstens die Öffentlichkeit das so zu sehen scheint. Alle Magazine sind voll mit Ernährungstipps, und was die Förderung mit öffentlichen und privaten Mitteln angeht – ein Unterschied wie Tag und Nacht, buchstäblich. De facto ist der Tag offenbar doch unendlich viel wichtiger. Richtig essen, fit sein für die anstehenden Aufgaben. Dagegen die Nacht: Manchmal glaube ich, unsere Gesellschaft findet es schade, dass man überhaupt schlafen muss. Deshalb wurde an uns Schlaf Forscher allen Ernstes schon die Frage gestellt: Liefse sich eventuell der Schlaf ganz abschaffen? Pervers, absolut pervers, finden Sie nicht?«

Ich habe zugestimmt, das ist klar. Nicht aus Opportunismus, sondern von ganzem Herzen. Schlaf abschaffen ist wirklich pervers, ich fand den Ausdruck nicht zu stark. *Au contraire*: Ich wäre sehr interessiert daran, ob man den Schlafzustand – der ja das blühende Leben ist – mehr oder weniger ins wache Leben hinüberretten kann. Ins Tagesleben. Das habe ich Dr. Meissner damals auch gesagt, das ist nun schon fast anderthalb Jahre her. Seitdem sind wir Freunde auf Distanz. Vielleicht auch nur Kollegen, die an derselben Aufgabe arbeiten: *Tiefseeforschung*. Jedenfalls verkehren wir auf Augenhöhe. Deshalb ist seine Wiedersehensfreude echt.

Der Schlaf und seine blühenden Landschaften

Dann muss Dr. Meissner sich anderen Schläfern und Schläferinnen zuwenden, die gerade eingetroffen sind; ich weiß nicht, ob Probanden oder Patienten. Wir Schläfer sprechen eigentlich selten miteinander; meistens bekommen wir die anderen gar nicht zu Gesicht. Aber vorgestern herrschte wohl eine gewisse Terminenge. Ich suchte dann mein Zimmer auf – es ist immer das gleiche Zimmer – und nahm es in Besitz.

Ich bin oft im Düsseldorfer Labor, es ist das mir vertrauteste, auch wenn ich in Lübeck angefangen habe. Das Labor in Düsseldorf ist nicht etwa mein zweites Zuhause, sondern inzwischen doch eher das erste. In Köln bewohne ich nur ein Zweizimmerloch mit Kochnische und Nasszelle in der Nähe des Hansarings. Da halte ich mich so selten wie möglich auf und schlafe nachts mit Ohrstöpseln aus Silikon, weil die Züge zum und vom Hauptbahnhof so nah an der Wohnung vorbeifahren. Manchmal bleiben sie auf Höhe meiner Fenster stehen und warten auf Einfahrt. Die Ohrstöpsel heißen witzigerweise *WellNoise*. Das nenne ich mir Dialektik.

In Düsseldorf handelt es sich um eine Langzeitstudie. Also ist es wie Nachhausekommen, wenn ich mein Zimmer im Labor betrete. Gespannt bin ich jedes Mal auf die Bettwäsche: graubeige, sandgelb, staubgrau, zeltgrau, einfarbig ohne Muster, das Schriellste bisher war zitronengelb. Auf keinen Fall weiß, weiß ist Klinik, und nie schwarz, schwarz ist dann doch beinahe Grab, und die ganze Geschichte mit Schlafes Bruder ist totaler Quatsch, versteht sich.

Im Zimmer, das wird manchen überraschen, gibt es auch einen Fernseher mit einem 42er-Bildschirm, obwohl alle Schlafforscher wissen, dass Fernsehen der Einschlafkiller par excellence ist. Das Zimmer soll jedoch so alltäglich sein wie möglich, und in vielen Schlafzimmern, das ist bekannt, steht nun einmal am Fußende des Bettes ein Fernseher. Ich selbst nutze ihn so gut wie nie, höchstens die Textnachrichten, sehe auch schon mal die Tagesschau. Ansonsten habe ich immer ein oder zwei Bücher dabei, die mir beim Einschlafen helfen, was nichts über ihre Qualität aussagt. Ich bin seit Jahren schon vor allem ein Wiederleser. Die Anzahl der Bücher, die sich zwei, drei oder vier Mal zu lesen lohnt, ist zum Glück gegenüber denjenigen, die sich überhaupt nicht zu lesen lohnen, überschaubar, aber doch ausreichend für lange Zeit. Insofern bin ich als Wiederleser in einer glücklichen Lage.

Das Zimmer also, die Rückkehr nach Hause. Dafür habe ich im Normalfall eine halbe Stunde Zeit. Nach dieser halben Stunde kommt eine Mitarbeiterin und übernimmt. Eine davon kenne ich seit meinem ersten Auftritt in diesem Labor. Es handelt sich um Frau Wobser, die, glaube ich, schon seit der Gründung dieser Praxis dabei ist. Vorgestern war Frau Wobser nicht da, Frau Wobser hatte Urlaub, stattdessen erster Auftritt, jedenfalls was mich betrifft, von Frau Dr. Hoss, das sagte das Namensschild auf ihrer linken Brust, und kaum war sie im Zimmer, rief Dr. Meissner, *Barbara, kommen Sie noch mal eben*, und schon wusste ich auch ihren Vornamen.

Ich muss erklären, warum ich von *Auftritt* spreche. Wenn man erstmals in eine neue Umgebung, einen

neuen Kreis, an einen neuen Arbeitsplatz kommt, das ist doch ein Auftritt. Der Blick der Anderen mag indifferent, freundlich, abweisend, interessiert oder wie auch immer wirken: Immer steht der Neuankömmling auf der Bühne. Jedenfalls empfinde ich das so. Und das wiederholt sich in vielen Situationen, etwa, wenn ich das erste Mal an einem Tag auf die Straße gehe, nur, dass ich mich im unmittelbaren Nahbereich erst einmal geschützt fühle. Geschützt heißt unbeobachtet. Oder zunächst von Nachbarn gesehen werden, die man schon Jahre kennt, auch wenn man in manchen Fällen noch immer ihren Namen nicht weiß. Aber schon wenn ich in den Hansaring einbiege, ändert sich die Situation.

Als Frau Hoss ins Zimmer kommt, ist das nicht ihr erster Auftritt im Labor, sie arbeitet schon acht Wochen dort, wie ich dann erfahre. Aber ich selbst habe sie noch nie hier gesehen. Ich bin schließlich nicht jede Woche in Düsseldorf, trotz Langzeitstudie.

Die Langzeitstudie gilt der Gedächtnisbildung während des Schlafs und vermöge des Schlafs, obwohl das in der Forschung schon fast ein alter Hut ist. Dass guter Schlaf fürs Gedächtnis eine herausragende Rolle spielt, ist Konsens. Gedächtnisbildung ist auch nur offiziell der Fokus der Langzeitstudie. Dr. Meissner möchte mehr herausbekommen und erfasst bei sechzehn Probanden und Probandinnen unterschiedlichen Alters, welche Erinnerungen aus ihrer Lebenszeit, persönlicher oder zeitgeschichtlicher, also kollektiver Art, ihnen in den ersten zwanzig Minuten nach dem Aufwachen zuerst kommen. Also in der Zeit des Übergangs, wenn man in beiden Wirklichkeiten zugleich ist.

This time of sweet and thoughtful doziness. L'espace transitoire. Es geht um die Assoziationskette, die da abläuft. Nicht die Traumreste, vergessen Sie mal vorübergehend Freud. Eher das kollektive Unbewusste, das die individuelle Erinnerung mitbestimmt und das auch bei jedem anders arbeitet, je nach seinen Verhältnissen. Und seinem Alter. Bei meinem ersten Auftritt im Labor sagte Dr. Meissner zu mir, ich sei ein idealer Proband, weil ich ein Jahr älter sei als die Bundesrepublik, und er sei sehr gespannt.

Inzwischen weiß ich, dass an der Studie acht Frauen und acht Männer teilnehmen; ich habe aber noch niemanden davon kennengelernt, auch nicht per Zufall. Ich war kein Neuling mehr in der Welt der Schlaflabore. Der Lübecker Kollege von Dr. Meissner hat mir den Tipp gegeben beziehungsweise mir einen Link zugeschickt, mit einem regelrechten Inserat. Das wäre was für Sie, hat er geschrieben. Das Inserat war so formuliert, ich kann es auswendig: *Wir suchen Probanden von 20 bis 80 Jahren mit ungestörtem Schlaf. In einer Langzeitstudie soll der Zusammenhang zwischen Schlaf und Gedächtnis weitergehend untersucht werden. Eine Aufwandsentschädigung ist vorgesehen.*

Das ist in der Tat was für mich, habe ich gedacht. Zwischen zwanzig und achtzig kommt hin, ungestörter Schlaf kommt weitgehend hin, die Thematik interessiert mich, und Aufwandsentschädigung ist selbstverständlich, schließlich geht es entscheidend auch um die Aufbesserung meiner Rente.

Nach meinem ersten Aufwachen in Düsseldorf dachte ich an Barschel. Uwe Barschel. *Der Fall Barschel*, Herbst 1987. Von Kiel nach Genf, Hotel Beau-Rivage,

Zimmer 317. »Erzählen Sie mal etwas genauer«, sagte Dr. Meissner, »ich bin zwanzig Jahre jünger als Sie: Ich war damals neunzehn oder zwanzig. Ich weiß noch, dass da was war, aber ich befand mich gerade am Anfang meines Studiums. Eigentlich weiß ich nur noch: Toter Mann in der Badewanne.«

Darauf lief es damals in der Tat hinaus.

In der *alten Bundesrepublik*, wie man heute gern zu sagen pflegt, in dem Land Schleswig-Holstein – das es selbstverständlich auch noch in der *neuen Bundesrepublik* gibt – standen im September 1987 Landtagswahlen an. Der amtierende Ministerpräsident, ein christdemokratischer Youngster von gerade 43 Jahren, der schon seit fünf Jahren das Land regierte, dieser Uwe Barschel eben, musste den Prognosen nach um seinen Wahlsieg bangen und setzte über seinen *Medienreferenten*,* einen Herrn Pfeiffer, alle möglichen schmutzigen Tricks ein, um den Oppositionsführer zu diskreditieren. So berichtete es kurz vor der Wahl ein bekanntes Nachrichtenmagazin, dem der *Medienreferent* das persönlich erzählt hatte. Seine Aussagen hatte er außerdem eidesstattlich bei einem Notar hinterlegt. Wie immer sich diese Nachrichten auf die Wahl ausgewirkt haben mögen, jedenfalls verteilten die Wähler dieses Bundeslandes ihre Stimmen am Wahltag so, dass der Ministerpräsident selbst mit Hilfe der Freien Demokratischen Partei, die gern mit ihm kopuliert hätte, keine Mehrheit erreichte, andererseits aber von der Opposition, auf deren Seite auch der Abgeordnete

* Die Sternchen verweisen auf den Stellenkommentar am Ende des Buches, den die Leserin nach Belieben nutzen oder ignorieren kann.

der dänischen Minderheit im Lande stand, ein Mann namens Karl Otto Meyer, nicht abgewählt werden konnte. Der Däne schlug deshalb vor, die Sozialdemokraten als stimmenstärkste Partei sollten mit den Liberalen eine Regierung bilden, aber der Chef der Liberalen, dessen zumindest wirtschaftspolitisches Leitbild die englische Premierministerin Maggie Thatcher war, mochte sich nun mit den Sozis wirklich nicht gemein machen. Allerdings mochte er sich auch mit Uwe Barschel, mit dem er über eine Koalition verhandelte, nach dem Verhandlungstermin nicht zusammen fotografieren lassen. *On ne sait jamais.*

Der Ministerpräsident wies die Vorwürfe seines ehemaligen Medienreferenten entschieden zurück. Diesen Herrn konnte man übrigens noch am Wahlabend in einem Fernsehinterview sehen, und er machte einen bedrückten, auch unsicheren Eindruck, ein wenig, als befände er sich in einer Alkoholdepression. Der Kronzeuge gegen den Ministerpräsidenten erschien also zunächst nicht besonders glaubwürdig, und das mag Uwe Barschel seinerseits zu dem Glauben bewegt haben, er könne am Freitag nach der Wahl die Sache damit ad acta legen, dass er auf einer Pressekonferenz sein persönliches Ehrenwort gab, von all den Machenschaften seines Medienreferenten nichts gewusst zu haben. *Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort – ich wiederhole: mein Ehrenwort*, ein Satz, der unvergessen in die politische Folklore der *alten Bundesrepublik* eingegangen ist. Doppelt hält besser, mochte er gedacht haben. Wie beim Indianerspielen: Ehrenwort, ich habe nichts gesehen. Eine Woche später gab der Ministerpräsident dann seinen Rücktritt bekannt, und danach ist es nicht mehr beim Indianerspielen geblieben.

Der ehemalige Ministerpräsident ist dann erst einmal in den Urlaub gefahren, wobei seine Partei zunächst nicht gewusst hat, wohin. Später hat man erfahren, dass er sich im Haus eines Waffenhändlers auf Gran Canaria aufgehalten hat. In seiner Abwesenheit hat der Finanzminister vor dem inzwischen eingesetzten Untersuchungsausschuss einen Hinweis darauf gegeben, dass zumindest ein Teil des Ehrenworts wohl unzutreffend sei, denn der ehemalige Ministerpräsident habe schon sehr früh etwas gewusst. Seine Partei hat ihn dann aufgefordert, sein Landtagsmandat niederzulegen, und zugleich dem Finanzminister ihr Vertrauen ausgesprochen, obwohl dieser ja recht lange mit seinem Wissen hinterm Berg gehalten hatte. Man kann jedoch nicht alle auf einmal abschießen, dann bleibt nichts mehr übrig von einer funktionsfähigen Partei.

Inzwischen hatten auch die Sozialdemokraten zugeben müssen, schon viel früher mehr gewusst zu haben, als sie bis dahin zu Protokoll gegeben hatten, denn Barchels Medienreferent Pfeiffer hatte dem Pressesprecher der SPD vertraulich erzählt, was er so alles im Schilde führte, worauf dieser ihm gleich noch ein paar Tipps gab, wie man das am besten anfängt. Die anderen Parteien haben deshalb den Oppositionsführer zum Rücktritt aufgefordert, was der aber ablehnte, weil er rein gar nichts davon gewusst habe. Eine Versicherung, die klugerweise ohne Ehrenwort erfolgte.

Dieser Stand der Dinge war dann nicht mehr relevant, als einen Monat nach der Wahl der ehemalige Ministerpräsident in einem Genfer Luxushotel tot aufgefunden wurde. Nun war es tatsächlich kein Indianerspielen mehr, sondern eher ein Roman von Eric Ambler.

Der Reporter einer Hamburger Illustrierten, die noch immer unter den Nachwehen des vier Jahre zurückliegenden Komplexes *Hitler-Tagebücher* litt, war mit Barschel zu einem Interview verabredet, und nachdem er und der ihn begleitende Fotograf mehrmals vergeblich an die Tür des Zimmers 317 geklopft hatten, öffneten sie diese und fanden den potentiellen Gesprächspartner bekleidet und mausetot in einer gefüllten Badewanne liegen. Das daraufhin gemachte Foto hat zwar viel Empörung hervorgerufen, ist aber brav von vielen Zeitungen abgedruckt und auch vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen ausgestrahlt worden. Überhaupt ist der Journalismus bei der Verfolgung seiner vornehmsten Aufgabe, der Aufklärung und kritischen Information der Öffentlichkeit, sehr konsequent vorgegangen, also gnadenlos.

Genützt hat es aber nichts, denn man hat nichts mehr aufklären können, was auch an einer gewissen Schlampigkeit der ermittelnden Schweizer Behörden lag. In der Folge blühten die Erzählungen. Es war unter anderem von Waffenhandel die Rede, ein Herr namens Roloff wurde erwähnt, ein Taxifahrer auch, schließlich eine verschwundene Rotweinflasche. Die Familie des Toten glaubte und glaubt bis heute an Mord; die Genfer Polizei hat zunächst an einen *natürlichen Tod* geglaubt (voll bekleidete Tote in einer gefüllten Badewanne waren für sie offenbar nichts Neues), später dann doch eher an einen Suizid, ohne sich aber festlegen zu wollen. Von einem natürlichen Tod lässt sich wohl kaum sprechen, wenn der Tote einen Medikamentenmix aus insgesamt acht Mitteln intus hat, davon sechs hochwirksame Sedativa. Auch wenn schnell bekannt wurde, dass Uwe Barschel schon seit Jahren

ein Psychopharmaka-Junkie gewesen war, war diese Mischung doch auffällig.

Nicht so recht glauben mochte die Genfer Polizei an den Herrn namens Roloff, der den ehemaligen Ministerpräsidenten entlasten sollte und über den im Hotelzimmer Aufzeichnungen gefunden wurden, die wohl auch gefunden werden sollten. Der Fall interessierte mich und viele meiner Freunde schon um seiner selbst willen, aber für mich hatte er eine besondere Note, weil ich auch Roloff heiÙe und von meinen Freunden damals gehänselt wurde, auf einem Niveau immerhin, das man als *sophisticated* bezeichnen kann. Mich gibt's aber wirklich, während nicht nur die Genfer Polizei, sondern auch andere eher geglaubt haben, dieser Mann und das Treffen mit ihm seien eine Phantasie des ehemaligen Ministerpräsidenten gewesen. Und so liest sich die Geschichte auch am plausibelsten, so habe ich sie zumindest damals gelesen.

Der Ministerpräsident, so müsste sie beginnen, hat zum Zweck der Erhaltung seiner gefährdeten Macht versucht, seinen Kontrahenten, dem man gute Chancen einräumte, als Politiker und als Mensch zu vernichten. Das ist ihm nicht nur misslungen, es ist auch ruchbar geworden. Von diesem Augenblick an hat der – bald ehemalige – Ministerpräsident sich an seine Handlungen zwar noch erinnern, aber er hat nicht mehr an sie glauben können. Er war überzeugt, so sein Bruder, dass gegen ihn eine Verschwörung lief. Nicht neu ist, dass Menschen, die die Welt nicht mehr verstehen, weil sie plötzlich das Glück verlassen hat, gern auf Verschwörungsmmythen zurückgreifen. Uwe Barschel hat seinem Bruder am Telefon noch angekündigt, bald werde man Zusammenhänge erfahren, *von denen*

keiner geträumt hat. Dazu ist es dann aber nicht mehr gekommen, vermutlich deshalb nicht, weil es diese Zusammenhänge nicht gegeben hat, weil allein Uwe Barschel von ihnen geträumt hat.

Später hat sich jedoch herausgestellt, dass die Geschichte auf diese Weise nicht auserzählt ist und vermutlich auch nicht mehr zu Ende erzählt werden kann. »Sie wissen sicher«, sagte ich zu Dr. Meissner, »dass die Suizidversion inzwischen stark in Zweifel gezogen worden ist, weil zum Beispiel die Flasche Rotwein, die der Kellner auf Barschels Zimmer gebracht hatte, nicht mehr da war. Und es ist wohl kaum anzunehmen, dass die Herren vom *Stern* sie ausgetrunken und dann entsorgt haben.«

Also wurde die Mordthese, die die Familie früh ins Spiel gebracht hatte, wieder plausibler. Barschels Frau Freya kam ja aus dem Geschlecht derer von Bismarck, da ist die heroischere Version schon passender als ein Suizid. Schließlich kam dann auch die – nicht unwahrscheinliche – Version auf, Barschel habe einen Sterbehelfer gehabt, der ihn dabei unterstützte, das Ganze als Mord zu inszenieren, indem er die Flasche entsorgte und die Aufzeichnungen über Herrn Roloff gut sichtbar placierte. Kann ich mir vorstellen, wird man aber auch nicht mehr aufklären können. Man wird überhaupt nichts mehr aufklären.

Es ist aber nicht so sehr das Unaufgeklärte, das mich fasziniert, und auch nicht die besonders mysteriöse Rolle, die mein Familienname darin spielt, der schließlich alles andere als selten ist. Aber je länger die so genannte Barschel-Affäre dauerte, vor allem dann auch mit diesem Ende, desto stolzer wurde ich. Endlich, habe ich damals gedacht, endlich kommen wir auch

mal ans Weltniveau ran. Eine richtig düstere Polit-affäre, zwar kein Watergate und kein Mord an Olof Palme, sondern nur der Ministerpräsident einer bundesrepublikanischen Provinz, aber immerhin. Und dann noch diese Stasi-Spekulationen und der Waffenhandel und so weiter.

*I shouted out Who killed the Kennedys?
Well, after all, it was you and me.**

2 **Als ich von Barschels Tod erfuhr**, saß ich auf einem weißen Metallhocker von etwa ein Meter zwanzig Sitzhöhe, dessen Sitzfläche die Form eines durchschnittlichen Hinterns getreu nachbildete und den ich in einem Geschäft auf der Luxemburger Straße erworben hatte, vor einem in der Wand befestigten Brett, auf dem mein kleines Frühstück stand, vielleicht ein Milchkaffee, Croissants und Marmelade, obwohl die Szenerie mit dem Hocker und dem Brett eher amerikanisch war als französisch, *American Diner* eben. Pancakes wären vielleicht angemessener gewesen. Ich wohnte damals mit meiner Freundin zusammen im Agnesviertel, und die Freundin war schon zur Arbeit gefahren, während ich damals nicht arbeitete. Ich faltete die Zeitung auseinander und las die Schlagzeile *Uwe Barschel tot aufgefunden*. Es war ein Montag; am Tag davor, einem schönen Herbstsonntag, hatten wir noch eine Wanderung im Ahrtal gemacht und waren dabei unter anderem am *Ausweichsitz der Verfassungsorgane des Bundes im Krisen- und Verteidigungsfall* vorbeigekommen, landläufig bekannt als *Atombunker* oder *Regierungsbunker*, ein typisches Produkt des Kal-

ten Krieges seligen Angedenkens, damals noch in voll funktionsfähiger Wartestellung. Dann hatten wir in einem Restaurant, nein, sagen wir eher, einem Wirtshaus, einen leichten Abendimbiss genommen und waren zurück nach Hause gefahren, nach Köln. Inzwischen war in Genf ein Krisenfall ganz anderer Art eingetreten, wie ich dann aus der Zeitung erfuhr.

Auch ich war im ersten Moment schockiert, als ich die Schlagzeile las. Doch je mehr man Näheres erfuhr, inklusive der Spekulationen, die sich darum rankten, desto mehr dachte ich: Jetzt haben wir auch endlich einen Politskandal von veritablem Ausmaß. Die Amis hatten Watergate, die Briten zehn Jahre vorher die so genannte Profumo-Affäre mit der faszinierenden Christine Keeler, in Frankreich gab es die Marković-Affäre und in Italien schon in den Fünfzigern die Affäre Wilma Montesi. So etwas hatten wir bis zu Barchel nicht, trotz Franz Josef Strauß und anderen Figuren. Sicher gab es vorher schon die Nitribitt, aber das war kein Politskandal, sondern einer aus der Wirtschaftswunderwelt, in der ich noch ein Kind war, gerade erst neun; immerhin lernte ich aber aus der yellow press damals das Wort *Lebedame*, weil das Wort *Edelhure* oder gar *Luxusnutte* zu dieser Zeit selbst in diesen Blättern noch nicht druckbar war. Aufgewacht bin ich aber nie mit der Nitribitt, nur ein- oder zweimal eingeschlafen, aber das war nicht im Labor. Vielleicht kam sie auch mal in einem Traum vor, vielleicht hat sie damals die Roros abgelöst, obwohl die schwarzlockig waren, während die Nitribitt wohl blond war, zumindest im Kino, in den Filmen mit Nadja Tiller, mit Belinda Lee und mit Nina Hoss.*